

HARTZ-REFORMEN

Der Richtungswechsel in der Arbeitsmarktpolitik durch die Hartz-Reformen birgt hohe Risiken für den ostdeutschen Arbeitsmarkt, resümieren die Wissenschaftler Dr. Alexandra Wagner und Dr. Karsten Schuldt in ihrem von der Otto Brenner Stiftung geförderten Gutachten.

Seite 2

MITTEL- UND OSTEUROPA

Bulgarien, das Land zwischen Donau und Schwarzem Meer, hat relativ spät den Weg zu Demokratie und Marktwirtschaft gefunden. Mit großen Schritten sucht der Acht-Millionen-Staat jetzt Anschluss an die osteuropäischen Nachbarn. Vor dem geplanten EU-Beitritt 2007 sind noch schwierige soziale und ökonomische Probleme zu überwinden.

Seite 4

OTTO BRENNER PREIS 2003

Zahlreiche Bewerber konkurrierten um den Otto Brenner Preis „Fit for Fair – Für menschenwürdige Arbeitsbedingungen in der Sportswear-Industrie“. Welche Projekte der Jury gefielen, wer bei der Preisverleihung ausgezeichnet wurde, lesen Sie auf

Seite 8

OSTDEUTSCHLAND

Das Grenzstädtchen Guben im südlichen Brandenburg wurde nach dem Krieg in eine deutsche und eine polnische Hälfte geteilt. Welche Atmosphäre kurz vor dem Beitritt Polens in die EU dort herrscht, beschreibt die junge Journalistin Katharina Strobel. Mit einem Stipendium von OBS und dem „Netzwerk Recherche“ hat sie sich auf beiden Seiten der Neiße auf Spurensuche begeben.

Seite 10

BRENNERBERATER: Endlich Schluss mit dem „Durchwursteln“ – ein Lob auf die Reformen von Peter Hartz.

Seite 3

POST AUS SOFIA: Diana Karasch über Hoffnungen und Enttäuschungen der Bulgaren vor dem EU-Beitritt.

Seite 5

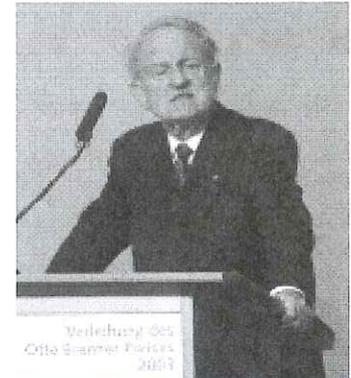


Foto: Nicole Maskus

Bundespräsident Johannes Rau gab der Verleihungszeremonie des Otto Brenner Preises am 12. November in Berlin mit seiner Anwesenheit besonderen Glanz. Sein Grußwort finden Sie auf

Seite 8

Guten Tag,

im November ist im Rahmen der Jahrestagung der OBS zum dritten Mal der Otto Brenner Preis verliehen worden. Unter dem Motto „Fit for Fair“ wurde das besondere Engagement junger Menschen für die Verbesserung der Arbeitnehmerrechte weltweit ausgezeichnet. Lesen Sie ab Seite 6 über die Preisträger und ihre Projekte. Dort finden Sie auch den Beitrag des Bundespräsidenten Johannes Rau zur Preisverleihung, der in seinem Grußwort vor allem auf die große Bedeutung des Themas hingewiesen hat.

Ihre Heike Kauls

MIT DEM RÜCKEN NACH OSTEN

Auf der Suche nach Europa in den Grenzstädten Guben und Gubin

In wenigen Monaten tritt Polen der EU bei – ein historischer Moment für die Grenzstädte Guben auf deutscher und Gubin auf polnischer Seite, die durch die Nachkriegsordnung aus der einstigen Textil- und Hutmacherstadt Guben hervorgegangen sind. Aber von Vorfreude auf die Grenzöffnung und das gemeinsame Europa ist in den kleinen Neißestädchen nichts zu spüren.

Guben im März. Die Neiße fließt als eine schwere undurchsichtige Masse entlang der deutsch-polnischen Grenze und verbreitet träge Frühjahrs Müdigkeit. Wer sich kurz setzen will, um der

bol für die Einstellung vieler Gubener: Sie interessieren sich nicht für die andere Seite und meiden den Kontakt mit den polnischen Nachbarn. Wenige Monate vor dem Beitritt Polens zur EU scheint die Brüs-

meinsamkeit keine Spur. Die deutsche Hälfte leuchtet in Pastellfarben, auf der polnischen Seite konkurrieren graue und braune Töne miteinander. Ihre lange Trennung steht den beiden Städten ins Gesicht geschrieben. Die Nachkriegsordnung teilte Guben, ähnlich wie Berlin, in zwei Hälften. Seither gibt es zwei Neißestädte: Guben und Gubin. Anders als in Frankfurt/Oder und Görlitz liegt der einstige Mittelpunkt der Stadt auf polnischem Gebiet: das 1945 fast vollständig zerstörte Stadtzentrum mit den Überresten der Hauptkirche, dem Rathaus, von Teilen der Stadtmauer und den Villen der Tuchfabrikanten in der vormals pulsierenden Textil- und Hutmacherstadt. Westlich des Flusses drängte sich dagegen vor dem Krieg die Industrievorstadt: die großen Fabrik- und Werkhallen, der Bahnhof und einfachere Wohnviertel.

In der DDR wuchs Guben wieder zu einer emsigen Arbeiterstadt heran. Kombinate und Wohnsiedlungen für knapp 30 000 Einwohner entstanden, weit mehr als im polnischen Gubin. Der Ostteil der Stadt, das einstige historische Zentrum, geriet in Vergessenheit. Für tausende zwangsumgesiedelte Ostpolen begann hinter dem kommunistischen Grenzfluss ein neuer Lebensabschnitt.

Auch mehr als zehn Jahre nach der politischen Wende wirkt der Fußgängerverkehr an dem Grenzhäuschen nahe der Brücke mager. Die wenigen Deutschen auf dem Weg nach drüben biegen gleich rechts hinter der Grenze zu den bunten Baracken ein, in denen die Polen billige Zigaretten, Süßigkeiten, Limonade und Kleidung verkaufen.

Noch vor drei Jahren, zur Expo 2000, präsentierten sich Guben und Gubin als Euromodellstadt. Aus Brüssel kamen Komplimente: So sei man auf dem richtigen Weg zur europäischen Einigung. 1998 bekam Guben vom Europarat die „Europafahne“ für vorbildliche Völkerverständigung, eine Auszeichnung, die den Weg zum höchsten Preis des Rates, dem Europapreis, ebnet. Fünf Jahre nach der europäischen Anerkennung muss man in der Euromodellstadt nach der vorbildlichen Völkerverständigung lange suchen.



Foto: Katharina Strobel

Der Verkehr an der Grenze ist mager. Die meisten Gubener, die über die Grenzbrücke nach Polen gehen, kaufen auf den Märkten billige Lebensmittel, Kleidung oder Zigaretten ein.

glitzernden Märzsonne im Osten entgegenzublitzeln und den Blick über den Fluss schweifen zu lassen, hat Pech gehabt. Die Gubener haben die Parkbank wenige Meter vom Grenzübergang nach Polen mit Blick auf den Westen aufgestellt. So ruht das Auge auf einer Schlange von Autos, die in Polen billig aufgetankt werden sollen.

Die hölzerne Bank mit der Rückseite nach Osten steht wie ein Sym-

seler Vision eines vereinten Europas weit entfernt. Trotzdem – oder gerade deshalb – lohnt es sich, in Guben nach Europa zu suchen. Gibt es hier im Grenzalltag einen Nachweis für den vom Europäischen Konvent im ersten Artikel des Verfassungsentwurfs deklarierten „gemeinsamen Willen zur Zukunftsgestaltung“ der Bürger Europas?

Rein äußerlich ist in den Grenzstädten Guben und Gubin von Ge-

Konrad Großmann runzelt die Stirn, wenn er das Verhalten seiner Freunde und Bekannten beschreibt. „Das ist ein einziges Gejammer“, sagt der Ausländerbeauftragte der Stadt Guben. „Viele regen sich darüber auf, dass mehr deutsche als polnische Gelder in den gemeinsamen Klärwerksbau auf polnischer Seite geflossen sind – und dass die paar Arbeitsplätze dann auch noch an Polen gingen.“ Großmann hat es aufgegeben, seinen Freunden zu erläutern, dass Guben an dem Klärwerk Millionen gespart hat, weil es auf der Gubiner Seite gebaut wurde.

Doch nimmt Großmann auch die Polen von kritischen Anmerkungen nicht aus. Das Straßenbaukonzept zum Beispiel, das die beiden Stadtparlamente 1998 verabschiedet haben: Damals sprachen sich beide Seiten für ein gemeinsames Stadtzentrum aus. Fünf Jahre später hat sich in Gubin nichts getan, während auf deutscher Seite in Grenznähe unermüdlich gebaut und saniert wird. „Auf verwaltungstechnischer Ebene“, so der Ausländerbeauftragte, „läuft momentan nichts Erwähnenswertes in Sachen Zusammenarbeit.“ Im Gegenteil, zur Einweihung des Industriegebiets Süd hätten die Polen fünf Minuten vor Spatenstich geschlossen abgesagt. „Wahrscheinlich sind sie eifersüchtig, weil sich in ihrer Sonderwirtschaftszone nichts tut“, mutmaßt er.

Erst jenseits des Rathauses stößt man auf Eindrücke, die auf eine gewisse Völkerverständigung schließen lassen. In einer flachen, farblosen Baracke mit Wellblechdach haust der Verein von Christine Knapik. 1995 regte die heute 59-jährige regelmäßige Treffen mit ehemaligen Kolleginnen des Chemiefaserwerks an. Vor der Wende waren hier 8000 Deutsche und 1000 Polen beschäftigt. „Es war eine gute Zusammenarbeit“, erinnert sie sich, „daran wollte ich anknüpfen“. 1998 folgte die Vereinsgründung. Fünf Jahre später hat der „Frauenverein Nysa (Neiße)“ 190 Mitglieder, die wenigsten davon ehemalige Angestellte des Faserwerks.

„Wir Deutschen stehen uns selber im Wege“, urteilt Christine Knapik.

Auf einem ihrer mehrtägigen Ausflüge, die sie für Vereinsmitglieder in verschiedene Regionen Polens organisiert, beschwerte sich ein Deutscher über die unzureichende Unterkunft. „In seinem Waschbecken fehle der Stöpsel – er könne sich nicht waschen“, erzählt Knapik. „Dann wäscht du dich heute eben mal nicht“, habe sie dem Mann entgegnet.

„Die Polen sind warm und offen“, bilanziert die Vereinschefin, die selbst mit einem Polen verheiratet ist, „die machen richtig Stimmung auf unseren Ausflügen. Sie gehen auf uns Deutsche zu, auch wenn sie kaum die Sprache beherrschen. Unseren deutschen Vereinsmitgliedern gefällt das, sie kommen wieder – und so wächst der Verein ständig.“

Auf der Suche nach weiteren deutsch-polnischen Annäherungsversuchen stößt man in einem kleinen Vorort von Gubin auf Zenona Dyrbusch. Die 69-jährige Polin, die die meiste Zeit ihres Lebens in Deutschland verbracht hat und selbst in Guben wohnt, träumt von einem stadtgeschichtlichen Museum im Zentrum von Gubin.

Aber aus dem Gubiner Rathaus kommen nur leere Versprechungen für geeignete Räumlichkeiten. Deshalb legt sie seit einigen Jahren selbst Hand an. Auf dem Grundstück ihrer Eltern, einem alten Hof mit großer Scheune und Garten, sammelt sie alles, was irgendwie mit der Geschichte des Ortes zu tun hat: landwirtschaftliches Gerät, Haushaltsgegenstände, alte Fotos und Trachten. Es ergaben sich Kontakte zu Heimatforschern auf deutscher Seite, die Dyrbusch mit Informationen und kleinen Funden beliefern.

In ihr Museum kommen polnische Kinder. Ihnen erklärt sie, wie das alles war früher, mit der Land- und Hausarbeit und auch der Geschichte. Denn oft entdecken die Schüler auf ihrer Erkundungstour entlang der Sammlerstücke eine ihnen fremde Schrift: „Zucker“ steht in altdeutscher Schrift auf einer weißen Dose. Fotos des Vorkriegsgubens zeigen ebenfalls deutsche Lettern. Da staunen die kleinen Polen. Zenona

Dyrbusch will, dass die Kinder aus Gubin lernen, wie ihre Stadt entstanden ist, dass früher deutsche Buchstaben an dem Gubiner Rathaus standen – und warum das jetzt nicht mehr so ist.

Zurück in Guben, versammelt sich dort gerade die Stadtverordnetenversammlung. Im Gubener Rathaus, einem ehemaligen Fabrikgebäude, wird Hoffnung geschöpft. Der Bürgermeister berichtet von

Fortschritten beim Abbruch im Neubauviertel, etwas außerhalb des Zentrums. Guben, das wie viele ostdeutsche Städte unter Bevölkerungsrückgang leidet, soll auf seine neue Größe zurechtgestutzt werden. Ginge es nach dem ehrgeizigen Bürgermeister, dann würde die Neißestadt wieder zu der blühenden Kleinstmetropole mit Weltruf, die sie vor dem Krieg war. Der Bürgermeister erzählt von viel versprechenden Treffen mit potentiellen Investoren – in Ländern wie Kanada, Italien, Österreich. Kein Wort von Gubin, keine Erwähnung von Polen.

Der gemeinsame Wille zur Zukunftsgestaltung, den die Verfassungsväter unter den Europäern ausmachen – in Guben, der „Stadt im Aufbruch“ – wie sie sich selber nennt, ist er nur schwer zu finden. Vielleicht beginnt hier der Aufbruch ins erweiterte Europa, wenn die Gubener, die auf der Bank an der Grenze Platz nehmen, ihren Rücken zur Straße kehren und den Blick nach Osten richten.

Katharina Strobel



Katharina Strobel

Foto: Marc Trouard-Rolle

ZUR PERSON

Katharina Strobel lebt als freie Journalistin in Edinburgh. Nach einem Europa-Studium in Dänemark, Holland und Wales liegt ihr journalistischer Schwerpunkt auf europäischen Themen.